

Historische Miniaturen.

J P Erselding

„Was ich dir biete, Freund?“

Fetzen, die ich vom bunten Kleide der Menschheit riss! Die warf ich auf einen Haufen; er liegt glitzernd vor dir. Vielleicht freut sein Glanz dein Auge, wenn du Farben gern hast. — Doch schon in der nächsten Stunde gehst du eilfertig anderem nach, was der helle Tag dir zeigt.

Komm abends wieder, wenn der Lichtkreis um dich enger wird! dann wird es wärmer in deiner Stube und in deiner Seele: denn der Tag und die Menschen strömen Kälte aus. Unter dem Lampenlicht werden die Farben weicher und fließen belebt ineinander. Du lässest die Blätter sachte durch die Finger gleiten, und aus endloser Ferne treiben die Erinnerungen an dich heran wie Wolken vom Meere.....

Trevis.

1911

Der Sturm quälte die Landschaft, die sich verzerrt und fahl in erschöpfenden Krämpfen wand. Die Gewitterluft hing bleich aus den Wolken und lag dämmernd auf der Erde. Über die fliehenden Sanddünen stürmte der Seewind und fiel brausend in die Wipfel der Bäume, die er bog, daß die Rinde sich straffte und die Wurzeln sich schmerzlich spannten. Odin blies in seinen roten Bart, bis ihm die Stirnader schwell, und seine zottigen Geisböcke stürmten mit dem rollenden Wagen über abgrundtiefe Wolkenklüfte. Thor schnallte den Gürtel fester und schleuderte weit ausholend den Miölnir mit Wucht gegen die dröhnende Erde. Grelle Blitze zuckten durch die Nacht und glitten zügelnd in's Meer oder plakten hoch in der Luft wie Bomben.

Die Teutonen standen riesengroß am Strand mit ihren weißen, leuchtenden Leibern. Sie wuchsen noch mit dem Sturm, der ihnen das Flammenhaar aufwärts warf. Sie sahen voll Grauen auf das Meer, das weiß und giftend an's Ufer schlug, daß der Boden klang. Sie suchten angstvoll einen Halt an der Erde und krampften die Füße in den Sand, bis sie schmerzten. Und sie hielten die Arme schützend vor. — Da flog Thor's Hammer unter sie und schlug sie nieder; die Graupen stachen sie in die breite Brust, und der Sturm warf sie wie ein Heer.

Heulend flohen sie landwärts und wichen den Göttern, die sie trieben.

Brüllend folgte das Meer; es stand an der Küste und richtete sich hoch auf und überstürzte sich und gurgelnd versank das Land in den Fluten.

Die Aequinoctialstürme hatten halb Jütland verschlungen.

Als der Sturm schwieg, standen die Teutonen dicht gedrängt und ratlos am neuen Ufer des neuen Meeres. Die Hügel der Heimat waren Inseln, um die das Wasser spülte.

Sie mußten wandern. Ihr Weg führte südwärts, der Sonne und dem kommenden Frühling entgegen. Sie stießen dabei die Völker des Rheins hart an, daß die nächsten fielen. Die folgenden reichten sich die Hände und hielten sich wankend aneinander fest. Hüben und drüben brannten die Notfeuer, und die Kunde von dem gewaltigen Zuge lief zügelnd die Seitentäler hinauf bis an die Quellen der Flüsse.

Und Waffengetöse rann klirrend talwärts.

In Walhall saßen die Götter um Wotan versammelt und schmausten die dampfenden Opfer, die ihnen die geängstigte Menschheit schlachtete. Die Raben des Odin flogen durch die Risse der Wolken ab und zu und brachten Kunde von unten. Sie waren fett vom Was der Leichen, und ihr Gefieder glänzte. Durch das weit offene Tor zogen die Toten haufenweise ein. Die Asen taten freundlich mit den gefallenen Kriegern und tranken ihnen zu. Sie stachelten ihren Ehrgeiz und reizten sie zum Kampfe, daß sie sich die Schädel wund schlugen. Dann heilten sie des Nachts ihre zerhackten Glieder und berauschten sie mit Met.

Und sie trieben ihre Spässe mit den kloßigen Helden.

* * *

Die Sonne stieg über die zackigen Höhen des Hunsrück. Ihre Strahlen sprangen funkelnd in's Moseltal und lagen unten gefangen. Da schmeichelten sie wie junge Mädchen und drängten warm an die jenseitigen Hänge. Die dünnen Blumenhalme trockneten ihre hohen Stengel und rauchten Morgengruß. Die Wiesen standen im Tau, und das Gras glitzerte vor Freude am Wachsen. Die hellen Buchenwälder stiegen duftig von den Höhen nieder. Am Rande grasten braune Hehe, und ihre nassen Spuren lagen nekartig am Boden. An den Halden leuchteten blaue Flachsfelder wie hell lichtiges Engelsgewand. Unten wand sich die Mosel zwischen wulstigen Büschen. Sie rauchte vom Nebel; wenn ein Windstoß den Schleier hob, floß sie wie leuchtendes Silber.

Ein Feldweg führte aufwärts durch den Talkeffel zur Stadt der Treverer. Wo er aus dem unteren Buchenwald mündete, hielt wartend ein Reiter. Er trug ein langes, eng anliegendes Bein Kleid aus Linnen, das an den Füßen mit Strippen zusammengezogen war. Sein Lederwams, das die sehnigen Arme frei ließ, war reich mit Kupfernägeln beschlagen. An einem breiten Gürtel, der mit Drahtspiralen und kleinen Metallplatten verziert war, hing ein langes, ziseliertes Dolchmesser. Ein zweites Lederband, das quer über die rechte Schulter gelegt war, hielt das schwere Reiterschwert. Um den Hals trug er eine Kette, und die Unterarme waren ganz umwunden von Kupferringen, die mit Querstangen aneinander gelötet waren, so daß sie ein Gehäuse bildeten. Das Profil des Reiters war scharf, und von der Oberlippe hing ungepflegt der gallische Schnauzbart. Unter dem spitzen Lederhut quoll das brennend gefärbte Haar üppig hervor und hing in zwei langen Strähnen an der Brust nieder. Tierklauen und seltene Tierschwänze baumelten am reichen Sattelzeug und schaukelten, so oft das Pferd nach den Mücken schlug. Plötzlich horchte es mit spitzen Ohren seitwärts in den Wald. Ein leises Knacken war hörbar. Bald tauchte ein zweiter Reiter auf und kam rasch auf den Wartenden zu. Die beiden mußten sich kennen, denn sie grüßten einander freundlich. Die Pferde beschnupperten sich mißtrauisch und wollten sich zum Schlagen wenden. Die Reiter zwangen sie zum Frieden und trabten stromaufwärts.

„Weit ist's von den Wachttürmen der Sucambres bis zu eurer Stadt“, begann der Fremde.

„Der Fluß fließt in Windungen und hemmt den Weg. Nicht leicht wohl fandest du dich her!“

„Du rieffst, und ich kam.“

„Ich rief dich gegen die Teutonen. — Und auch gegen Viridovix“, fügte er leiser hinzu und blickte sich forschend um. Die Partei des Vergobreten bedrückt das Volk und ist gegen den Krieg.“

„Das weiß ich. Ihr seid ein Mischvolk. Eure Kräfte streben auseinander. Viele von euch lieben germanische Sitte. — Die Männer jenseits des Rheins reichen euch die Hand.“

Da schlug Segovaz ein. „Ich danke dir, Fürst der Sucambres. Bin ich erst Vergobret, so stehen wir gemeinsam gegen die Männer des Nordens. Und ich lasse euch an's linke Ufer, bis der Sturm vorüber ist.“

Schweigend ritten die beiden nebeneinander. Interessen stießen aufeinander und durchdrangen sich langsam.

Die Pferde trabten gerade aus, und die frei hängenden Füße der Reiter schleppten durch das wippende Randgras des Wiesenpfades.

„Wie zahlreich sind eigentlich die fremden Krieger?“ holte Segovaz das Gespräch wieder auf.

„Zwei Völker sind es: die Cimbern und die Teutonen. Sie zählen über 200 000 Mann.“

„Und was trieb sie aus ihrem Land?“

„Das Meer spülte ihnen die Heimat fort. Jetzt ziehen sie wie die Wandervögel“

Ein Windhauch strich warm über sie hinweg und wehte fort. Der Gallier sprach langsam, als suche er sich in alten, staubigen Erinnerungen zurecht. „Auch unsere Väter wanderten vor vielen hundert Jahren. So singen in dunklen, klangvollen Sängen unsere Druiden in den Klosterschulen. — Vielleicht wollen die Götter, daß die Menschen wandern!“

Da horchte der Sucamber auf. Wie eine Vision flammte vor seinem Geist das Bild ziehender Germanen. Nur einen Augenblick; dann war alles vorbei. Vor das erloschene Bild rauschten die Schleier der Zukunft.

Sie waren am Ende des Talkessels angelangt. Die Berge traten dicht an die Mosel, und der Pfad führte aufwärts in einen Eichenwald. Die runden Köpfe der Bäume standen flimmernd in der Sonne. Sie und da hob ein leiser Windstoß die Blätter und irrte auf weißlichem Pfade schläfrig den Berg hinan. Hoch oben, am Rande des Abgrundes hing ein Habicht und ließ sich von der Luft tragen, die aus dem Tale stieß.

Ihre Augen, die müde waren vom grellen Licht der Sonne, ruhten, und die kühle Waldluft lief ihnen fröstelnd unter die Kleider. Feuchter Modergeruch stand greifbar dicht um sie. Die Pferde blähten die Nüstern und warfen unruhig die Köpfe, daß die Zäume klirrten. Waldgeister hockten am Boden und schreckten sie. Schimmelige Baumstümpfe standen wie kauernde Menschenleiber in den Hecken. Die Gallier hatten ihnen die grinsenden Schädel von toten Opfern aufgesetzt. Vor den Fetischen lag auf Haufen die Beute der Kriege. Armbücker Epheu würgte die Stämme uralter Eichen. An den knorrigen Ästen hingen rostige Waffen, die braun waren wie eingetrocknetes Blut. Durch das Laubwerk huschten nervöse Eichhörnchen und steuerten mit buschigem Schwanz. Lichtbündel standen wie goldene Säulen zwischen dem aufwärts strebenden Holze. Am Boden spreizte üppiges Farnkraut rund die gezackten Fächerblätter.

Immer feuchter wurde die Luft, und der Waldboden schwarz. Der Pfad führte zu einem Moraste nieder, auf dem brütend die Sonne lag. Am Rande wuchsen spröde Erlen mit zerbrochenem, dürren Geäst, das rostig im Laubwerk hing. Buschige Weidenbäume stelzten auf hohen Wurzeln im Wasser. Die Blätter waren wie Lanzen, und die Zweige und Stiele rot gesprenkelt: wie mit feinen Blutadern durchzogen. Breites Schilf drang in's Wasser vor und rieb die scharfen Blätter knirschend gegeneinander. Die knorrigen Wurzeln lagen wie tote Fingergelenke weiß im Schlamm des Ufers. Rings wuchsen Pflanzen, deren Wurzeln wie Menschenleiber waren. Und Blumen, die Tieren glichen. Die pflegten die Druiden, denn sie gaben Zauberkraft.

„Der Truidenteich!“ erklärte Segovax seinem Begleiter und zeigte ihm die Hütten des Klosters, das durch die buschigen Weiden schimmerte. „Hier lernen sie in der Einsamkeit der heiligen Wälder die Stimmen der Götter.“

„Ihre Lehre ist voll Geheimnis wie das Rauschen der Wälder.“

Auf dem kreisrunden Moor lag dunkler Metallglanz, und die Strahlen der Sonne färbten schwarz. Die weißen Stämme der umstehenden Bäume stiegen faltig in grundlose Tiefen. Schillernde Luftblasen stiegen auf und platzten an der Oberfläche. Am Boden lagen die Schlammtiere weich gebettet und prusteten mit trägen Mäulern. Die Sonne brannte und der ausgetrocknete Uferschlamm roch filzig. Eine aufgedunsene Kinderleiche schwamm weißlich im Pfuhl. Dicke, blaue Wüicken summten um die weiche Speise.

„Hier wohnten früher Menschen, die haarig waren wie Tiere“, erklärte Segovax. „Ihre Waffen waren aus Stein, denn sie kannten kein Feuer, und ihre Wohnungen standen auf Pfählen

im Moor. Sie lästerten das Geschlecht der Asen, denn sie nannten andere Götter, die älter waren. Da schüttelte Taraun die Erde, und sie versanken in den dunklen Fluten. Des Nachts irren ihre Seelen als blaue Flammen über die moorige Erde. — So lehren unsere Druiden. Und sie werfen tot geborene Kinder in den Teich, um die Geister der Toten zu versöhnen.“

„Eure Priester opfern tot Geborenes?“

„Am Orte des Todes und der Verwesung. Hier weben finstere Mächte, die Zauber geben. Hier, wo das sichere Leben aufhört und der Wahn beginnt, stehen die Schulen der Druiden. Hiehin kommen des Nachts die Seelen der Toten auf ihrer Wanderung und seufzen auf den Blättern der Bäume. Und die blauen Irrlichter leuchten ihnen zum Wehezug.“

„Das ist finsterner Glaube!“

„Unsere Götter sind Zaubergötter geworden, und die Druiden machten sie grausam, um das geängstigte Volk zu knechten.“

Eine Schlange schoß zischend aus dem Wurzelgebüsch und wiegte züngelnd den falschen Kopf mit den grün schillernden Augen. Sie zielte nach Segovax. Da trieb er sein Pferd an, und sie lag mit gebrochenem Rückgrat am Boden.

„Blonde Germanen werden von Osten kommen mit ihren hellen Lichtgöttern“, murmelte der Sucamber. Es war wie das Raunen der entweiheten Wälder, die nach Erlösung begehrten. Und die Bäume wiegten nickend ihre heißen Kronen.

Der Pfad stieg wieder steinig bergan. Die Luft wurde leichter und der Atem freier. Dichte Mistelköpfe wuchsen kugelrund an den hohen Eichen. Durch die Baumwipfel drang lärmendes Krächzen. In ganzen Scharen flatterten die Raben durch das Geäst und saßen schreiend in den Bäumen und sträubten zankend die Federn.

„Die Vögel des Odin!“ rief aufblickend der Germane.

„Die Kultstätte des Taraun“, erklärte Segovax.

Sie ritten in einen freien Raum am Hange des Berges. Rings standen schwere Menhire im Kreis. Sie waren dunkel gefärbt von dem Blut, mit dem die Druiden sie strichen. Der Opferfisch stand in der Richtung der gehenden Sonne. Marterpfähle ragten aus der Erde. Die spitzen Enden waren geglättet von den furchtbaren Wunden, die sie rissen. An den Bäumen hingen lange Pferdeschädel und runde Menschenköpfe, von denen die Raben das Fleisch hackten. Der Boden war weiß von dem Unrat, den sie streuten.

Über die Wipfel der Bäume hinweg sahen sie unten die Mosel blinken. Gegenüber traten die Berge bis dicht an den Fluß und fielen senkrecht nieder. Die Spitze des Heidenkopfes ragte kahl über die Wälder. Ein gewaltiger Berghau von Bäumen umsäumte die runde Kuppe. Die heiße Luft wellte in der klaren Ferne zitternd aufwärts: das Refugium der Treverer. Gegen Norden standen scharf gezeichnet die Eifelberge, deren bewaldete Gipfel treppenförmig übereinander stiegen. Dort hinauf wohnten die Stammesgenossen bis an die ferne Maas, wo sie an die Nervier stießen. Im Süden wohnten sie die Mosel hinauf bis an das Land der Carnuten, das in der Mitte Galliens lag.

„Dort hinauf, wo die hellen Flüsse aus den Bergen rauschen, wohnen die Freunde“, erklärte Segovax. „Das Volk des Tales ist leibeigen und hulldigt gallischer Sitte.“

„So habt ihr kein freies Ding?“ warf der Sucamber ein. Er sah die trotzigen Krieger der Heimat, wie sie mit den Speeren gegen die Schilde schlugen und den Willen des Königs niederzwingen.

„Das Wohlleben verdirbt das Volk, und der Wein, der aus dem Süden kommt.“

„Wir verboten den Griechen die Zufuhr des betäubenden Trankes.“

„Ein anderes Volk hat sich am Fuße der hohen Berge niedergelassen. Ihre Götter ver-
hießen ihnen die Herrschaft über die Welt.“

„So handeln sie nicht mit Wein und etruskischen Henkeltöpfen?“ bemerkte spöttisch der
Germane.

„Römer nennt man sie. Sie führen das Schwert und die Lanze. Sie sind klug und ver-
wirren die Völker, daß der Freund dem Freunde feind wird. Sie schreiben ihre Gesetze und
Verträge; das gegebene Wort ist ihnen wie Luft.“

Der Wald lichtet sich, und sie ritten in's Freie. Die Sonne lag prall an den Stämmen
der Bäume. Ein riesiger Gallier mit struppigem Bart ließ sich am Rain die nackten Glieder von
der Sonne rösten. Neben ihm ein grauer, zottiger Schäferhund. Der fuhr kläffend gegen die
Reiter. Der Schläfer hob den Kopf mit den Händen und blinzelte gegen die Sonne. Als er
Segovag erkannte, richtete er sich halb auf.

„Wo ist deine Herde, Hirt?“

„Dort unten in der Tiefe. Sie ist in guter Hut. Der Alte hat diesen Morgen noch zwei
Wölfe zerfleischt. Ein Prachtkerl ist's.“ Ein zufriedenes Brunzen knurrte in das Wirrnis des
Bartes.

„Bald geht's an die Teutonen“, rief ihm Segovag im Weiterreiten zu.

„Mir wächst schon die Zeit meilenweit unter dem Rücken“, rief ihm gähmend der Sau-
hirt nach.

Dann legte er den Kopf rückwärts und brütete den schlechten Wein, den er überreich
genossen. „Was diese Adligen nur vorhaben mögen, daß sie das Volk so mit Wein tranken?
übrigens mir ganz gleich. Aber Freude ist's doch zu trinken . . . trinken. . . .“

Die Gedanken krochen ihm kribbelnd aus dem Kopf und flogen wie Mücken unter die
Blätter der Bäume. Und sie wurden zu häßlichen Spinnen, die riesengroß an langen Fäden nieder-
glitten und ihn schmerzlich an die Schläfen griffen. Und sie hatten die blauen Augen und die
roten Haare der wilden Teutonen.

Die Reiter hatten den letzten Höhenzug überwunden, und vor ihnen dehnte sich weit die
Ebene. Sie ritten zwischen grünen Saatsfeldern und blauem Flach. Der Staub der Wege war
rot und setzte sich dicht an die Hufe der Pferde. Weithin zerstreut lagen die runden Holzhütten
der Treverer mit dem roten Lehmstrich.

Im fernen Süden schlossen graue Kalksteinfelsen das Tal. Dort floß rauschend die
Sauer in die Mosel.

Zwischen den runden Holzhütten wimmelte es von langhaarigen, halb nackten Kriegerern.
Die Waffen lagen auf blinkenden Haufen, und die Pferde standen an Pflocke gebunden. über
schmelenden Feuern brieten große Stücke Schweinefleisch. Schwarze Strohasche lag haufenweise,
wo sie den Sauen die Borsten gesengt hatten. Dazwischen leuchteten rote Blutlachen, an denen
halbwilde Hunde leckten. Andere zankten sich um die dampfenden Eingeweide, aus denen der
Wust quoll. Und sie zerrten mit eingeklemmtem Schweife und bösen Augen das zähe Gedärm
auseinander. Große Schwärme von Gänsen waren zugetrieben und weideten schnatternd am

Ufer der Mosel. Karren mit Vorrat beladen standen ringsum, zur Abfahrt bereit. Mächtige Zugochsen weideten in einer entlegenen Wiese. Große Metkrüge standen auf Haufen. Daneben waren Cisternen voll Wein.

Die Treverer feierten die Rückkehr der Druiden aus dem Lande der Carnuter. Das Volk strömte zusammen, vom Adel gerufen. Die Parteien standen sich feindlich gegenüber. Segovax wollte den Viridovix und die Partei der Druiden stürzen. Sie wollten den Krieg mit den Cimbern nicht und fürchteten eine Erhebung des Volkes und ihren Fall. Die Freunde des Segovax waren zahlreich aus den Bergen gekommen, und er bewirtete sie fürstlich. Der Vergobret tat's ihm nach. Doch er war ärmer.

Erregte Gruppen bildeten sich. Schwaghafte schoben sich vor. Zwei stritten miteinander. Höher flogen die Stimmen. Schaulustige drängten herzu, und solche, die Händel suchten.

„Segovax ist splendider“, schrie ein hünenhafter Gallier. „Der Wein des Viridovix ist sauer wie Essig, und seine Schweine sind mager wie Steppengras“. Die Brauen lagen ihm buschig über den Augen. Eine wulstige Narbe von dem Griff eines Bären lief quer über die Wange. Er sprach die rauhe Sprache der Eifeltrierer.

Der andere war schwächtiger und hatte einen verschlagenen Blick. Schmuckringe glänzten an Hals und Armen. Das Haar war modisch zum Büschel zusammengebunden. Er spöttelte über die Aussprache des Eiseflers und verdrehte nachahmend die Augen zur müßigen Grimasse. Die Umsteher lachten.

„Feigling, goldbehängener Popanz!“ herrschte der Mann des Nordens.

„Tölpel, nordischer Zottelbär!“ lohnte der andere.

Da nahmen die Umstehenden Partei. Die Leute der Berge standen drohend gegen die Leute des Tals.

„Eine Trinkwette!“ fiel eine Stimme.

„Auf zu Aristobulos!“ lärmte die Menge. Und sie schoben die zankenden Gegner voran.

Aristobulos saß zitternd hinter seinem Schanktisch. Der Schreck fuhr ihm lähmend in die Glieder. Alle Götter Griechenlands rief er zum Schutz an gegen diese tollten Heiden, und er gelobte ihnen eine große Amphore feinsten Chierweins, wenn er diesmal mit dem Leben davonkäme. Dann rief er den Hund an, der ausgestreckt am Boden lag, daß er knurrend auffuhr und sich schützend an den Herrn drängte.

Da brach auch schon lärmend die Schar der Gallier ein.

„Aristobulos, lieberlicher Grieche, gib uns Wein! zwei gleich große Krüge. Wir wollen Wette trinken.“

Der Grieche lief mit trippelnden Schritten in das Nebengemach und brachte zwei große Tonkrüge voll funkelnden Weines.

„Fort mit deiner Töpferware, wucherischer Krämer! Wir wollen ehrliches Trinkgeschirr“, riefen die Rämpen. „Heraus mit deinen etruskischen Henkelvasen! Bald schlagen dir doch die Teutonen den Schädel ein.“

Der Wirt tappte zum zweiten Male hinaus und brachte zwei herrliche, etruskische Vasen, aus denen sonst nur die Fürsten tranken. Sie waren schwarz glänzend poliert. Brennend rote Zeichnungen waren eingeritzt: schmalbeinige Griechen und fabelhafte Dämonen mit gewundenen Schlangengliedern. Er reichte sie vorsichtig hin und schob seine besorgten Blicke wie zwei weiche Hände unter die Becher, um sie vor dem Fallen zu schützen.

Der Hüne warf klirrend ein Goldstück auf den Tisch. Dann wendeten sie sich von der Sonne und tranken.

Die Menge stand atemlos. Höher hoben die Trinker die Krüge. Der Eifeler schwang zuerst triumphierend den Henkeltopf.

„Heil Segovax!“

Da ritt Segovax mit seinem Begleiter vorbei. Lärmend umjubelte ihn die Menge der Freunde. Sie drängten sich um die Reiter und bestürmten sie mit Fragen. Sie musterten neugierig den fremden Krieger und sein kleines unansehnliches Pferd. „Ein Germane muß es sein, denn er reitet ohne Sattel und führt die breite, kurze Waffe der Sucambres.“ Adlige ritten vorbei, deren Blicke finster waren. Die spähten forschend nach dem fremden Gast.

Der Haufe folgte neugierig den beiden. Der Sucamber ritt schweigsam. Er bewunderte die Webereien der Treverer und die Werkstätten der Töpfer und Goldschmiede. In den Türen standen blonde Frauen in grauem Leinenkleid. Mägde im Schafsfell zerrieben mit drehendem Stein das harte Korn. Vor einem Sattlerladen hing Riemenzeug mit glänzenden Kupfernägeln beschlagen. Daneben gleißte verlockend auf einem Schautisch fremde Töpferware, blaue Glasringe und bronzenes Trinkgeschirr. Rußschwarze Schmiede hämmerten lärmend breite Bronzeschwerter. An den Türpfosten hingen verwitterte Tierschädel. Geschnitzte Pferdeköpfe ragten am First der Hüttendecken. Auf rohen Holzbänken saßen die Alten in der Sonne und pflanzten die Liebe zur Heimat mit zitternden Fingern in die Herzen der Enkel.

Dicht am Rande der Mosel lag das Gehöft des Segovax. Ein Zaun aus starken Holzpfehlern, die tief in den Boden getrieben waren, schützte gegen den Angriff der Feinde. Das Gebälk der Eingangstür endete in zwei geschnitzte Bärenköpfe. Ein großer, freier Hof lag vor den Holzbauten. Tierfelle hingen zum Trocknen an hohen Stangen. Zottige Hunde lagen an Riemen festgebunden. Nackte Kinder sprangen in der Sonne zwischen aufgerichteten Lanzen. Und sie versuchten prustend die schweren Waffen. An den Balken des Holzhauses hingen Menschenschädel und verrostete Waffen. Das Strohdach war mit runden Moosbüscheln dicht bewachsen. Seitwärts führten rote Steinstufen in den Boden zu den Vorratskammern, wo das Getreide lag.

Über den Hof kam die Frau des Segovax im Linnenkleid mit hängendem Haar. Sie war groß und stattlich.

Kurz geschorene Diener nahmen den Reitern die Pferde ab. Dann führte Segovax den Gast in's Haus. Sie traten über eine hohe Steintreppe in die offene Halle. Von allen Seiten drang das Licht ein. Nur der untere Teil war durch eine Bretterwand geschlossen. Der Boden war aus Lehm gestampft. Hörner von Auerochsen und Krüge von Metall hingen an den Pfosten.

In der Mitte des Saales brannte der Herd und der Rauch entschlüpfte durch eine bewegliche Klappe im Dach.

Auf roh gezimmertem Tisch stand das Mahl bereit: Haferbrei und Wildpret und Mettich. Sie setzten sich auf weiche Bärenfelle und tranken aus großen Trinkhörnern Freundschaft.

Es war Nachmittag. Das Fleisch war aufgezehrt, und die Leute lagen mit vollem Magen. Der Meth floß reichlich, und der Wein wurde aus den vollen Eisternen in große Tonkrüge geschöpft. Die Adelsparteien buhlten um die Gunst des Volkes und tränkten es reichlich. Lauter wurden die Stimmen für Segovax. Betrunkene zogen lärmend zwischen den Holzhäusern und riefen: „Segovax! Cimbern! Teutonen!“ Und sie wollten, daß man sie gegen die Feinde führe.

Die Partei des Volkes siegte. Reicher floß der Wein. Höher stieg der Lärm. Die Ablichen ritten goldstrotzend durch das Volk. Sie strebten dem Malplaz zu, der in Form einer erhöhten Terasse abseits von den Häusern lag. Gegen 500 Senatoren versammelten sich auf der Plattform. Das Volk drängte sich um die Erhöhung. Zahlreich waren die Freunde des Segovag und der genossene Wein hatte die Männer streitbar gemacht. Die Beratung begann. Der Vergobret fragte, ob Krieg oder Frieden sei, und wer Führer im Krieg würde. Heftig flog Rede und Gegenrede, und die Blicke funkelten wie Lanzenspitzen. Herolde mit blanken Schwertern zwangen die Störer zur Ruhe. Unten lärmte das Volk und drängte gegen den Hügel. Der Senat wurde überflutet von dem wilden Ruf nach Krieg. Da siegte Segovag und wurde Führer im Krieg. Tosender Beifall umjubelte die Wahl. Dann wurde es stille. Der Fürst der Treverer gab der widerstrebenden Partei die Freundschaft der Sucambres.

Betrunken lagerte das Volk um die Weincisternen. Die Sonne brannte, und brodelnd gärten die Gedanken in den heißen Schädeln. Biridovix und die Druiden sann auf Rache. Sie fühlten, wie ihnen die Macht entglitt, und reizten das Volk unter der Hand zur Empörung. An ihrer Priestermacht würden die brandenden Wogen zerschellen, und fester denn je gründete ihre Herrschaft über das Volk. Denn sie waren die Stützen der Ordnung.

Sie schickten Hezer unter das Volk und reizten es. Zorn flammte auf. Fremde Kaufleute trugen Waren zu und verkauften sie um blankes Gold. Und sie betrogen die betrunkenen Gallier. Händel entstanden, und die Streitsucht irrte spitz durch die Menge. Und die Kaufleute flüsternten heimliche Neugier. Leise glitt die Nachricht unter das Volk. Haßerfüllte Blicke folgten den Ablichen. Drohungen wurden laut. Man vertraute auf den neuen Vergobreten. Da platzte die dünne Decke der Furcht wie Eis über hochgehendem Wasser. Lang unterdrückter Haß sprang glühend auf. Redner entstanden im Volk und rissen es mit fort. Die Krieger vergaßen ihren Rauch und schwuren sich Treue. Die Ebene starnte von spitzen Lanzen. „Die Römer hatten die Aecker geteilt. Der Aufruhr läuft den Arar herauf und steht an der Grenze!“ Die Waffen rasselten. „Tod den Druiden! Nieder mit dem Adel! Wir wollen Aecker wie in Rom!“

Die Ablichen flüchteten. Die Häuser wurden verrammelt. Die wilderregte Menge suchte nach einem Opfer.

Da kam gerade der Oberdruid, der hinauswollte zur Kultstätte des Taraun, um Opfer zu bringen.

Eine Lanze schwirrte durch die Luft und stak federnd in der Brust des Priesters. Tot sank er nieder.

Da erschrakn die Täter über die Wirkung des Aufstandes und sie stoben führerlos auseinander. Die Hezer waren verschwunden, die Schuldigen flüchteten unter die Menge. Die Leiche des Druiden lag blutend am Boden. Da strömte das Volk herzu. Es stand klagend. Der Rauch war vorbei. Die Druiden taten das Volk in den Bann und forderten Sühne.

Das Volk beugte den Nacken und wartete geduldig auf die Strafe.

Rauschend zog die Barke über das Wasser des Ozeans. Darin stand der Oberpriester mit langem, fliegendem Haar und mit der großen Wunde, die blutete, und fuhr in die große Ewigkeit jenseits des Meeres.

Spät am Nachmittag ritt Segovag mit dem Gast durch die Stadt. Es war ruhig geworden um die Häuser. Viele waren seitwärts in die Nebentäler gezogen und brachten den

Frauen hange Kunde. Die Zurückgebliebenen trugen Holz zum Scheiterhaufen. Im Walde klang der Schlag der Äxte. Von den Höhen schleppten sie schwitzend die Baumstämme nieder. Riesengroß wuchs der Scheiterhaufen aus der Ebene empor.

„Deine Gallier sind leicht entflammt,“ bemerkte der Sucamber. Segonax blickte finster. „Die Druiden haben den Aufstand erregt. Das Volk ging in die Falle.“

„Ja es doch den Oberdruiden erschlug!“

„Sie schlachten blutige Opfer.“

„So wehre ihrem Treiben!“

„Dagegen bin ich ohnmächtig. Komm morgen und sieh!“

Die Baumstämme splitterten unter den Streichen der Äxte. Die Holzwunden klappten weiß. Die Druiden gingen rundum und ordneten. Das Volk schlich demütig um sie.

Nebenan saßen Männer am Boden und flochten aus Weidenruten etwas Ungeheuerliches, das Menschenform annahm.

Von allen Seiten drängten die Gallier zusammen. Sie hatten ein schlechtes Gewissen, und jeder wollte am ersten zur Stelle sein, um den Verdacht von sich abzuschütteln. Manche hatten Lust die Täter anzuzeigen. Nur die Scham hielt sie davon zurück. Die Folterwerkzeuge standen bereit. Sie waren frisch gescheuert und blinkten stahlhart in der Sonne. Wer zuletzt ankam wurde nach altem Brauch qualvoll zu Tode gemartert. Und heute zürnten die Druiden! Die ganze Nacht hatten sie auf der Höhe bei rauchendem Opfer gewacht. Taraun hatte ihre Bitten erhört. Drückende Gewitterschwüle lag auf der Flur. Im Westen ballten sich die Dünste zu riesigen Klumpen und standen zackig über den Bergen. Fern grollte der Donner. Taraun zürnte. Bleich und entgeistert standen die Treverer im Schatten der Gewitterwolke. Im Osten lag die Sonne leuchtend auf den Höhen ausgebreitet.

Der Adel stand mit losgebundenem Haar um den Scheiterhaufen. Auf den blanken Schwertern und den goldenen Diademen lag bleischwer der Schein aus den Wolken. Kein Erbarmen stand in den aschfahlen, leblosen Zügen.

Die Druiden trugen weiße Linnenmäntel und Armspangen aus blauem Glas und Halsbänder von geschliffenen Eberzähnen. Mistelkränze schmückten das wirr hängende Haar. Sie hielten die blanken Opfermesser und die heiligen Gefäße, die verschleiert waren.

Hinter ihren strengen, geschlossenen Gesichtern stand schmerzlich das heilige Wissen um die Götter.

Oben auf dem Scheiterhaufen lag die Leiche in schneeiges Linnen gehüllt. Druiden stiegen über die breite Treppe auf und nieder und stellten ringsum die Gefäße des Kultes. Sie warfen ihre Mistelkränze auf den Toten und streuten grünes Eichenlaub über ihn. Dann löste ein alter Druiden das Tuch, das sein Gesicht verhüllte. Der Tote lag mit erhobenem Haupte und offenen Augen und sah nach Norden, wo die Götter weilten.

Da stimmten die Druiden mit sammen Totenklage an. Es war ein hanges Ringen der Menschen mit den Göttern. Aus Nacht und Grauen stieg ernst und feierlich das Vertrauen zum Himmel.

Sklaven führten die Lieblingsdiener des Toten auf den Scheiterhaufen und fesselten sie an die Pflöcke, die rings um die Leiche ragten.

Dann leckte die Flamme empor. Fetzen von Kleidern und flammende Haarbüschel flogen, von der Blut emporgerissen. Die Brennenden schrieten in Todesnot. Die Druiden schlugen lär-

mend auf eiserne Kessel. Der Scheiterhaufen brannte lichterloh. über dem schweren Rauch des Holzes, der seitwärts trieb, ringelte weiß und licht der Rauch des schmelzenden Fettes.

Das Volk warf sich heulend zur Erde und flehte zu den Göttern. Ein Priester stieg mit leuchtenden Augen die Treppe hinan und breitete die Arme. Die Flamme erfaßte sein Gewand, und er warf sich in die brennende Blut.

Da schrie das Volk. Krieger sprangen auf und zerfleischten sich mit den Schwertern. Lauter grollte der Donner. Taraun forderte Opfer. Sein Bild stand riesengroß neben dem Scheiter und wurde von der Flamme erleuchtet. Die Menge rastete. Schreiend schleppte sie dem geflochtenen Gotte Opfer herbei. Die Priester öffneten den Korb und stopften ihn mit Menschen voll. Die Glieder des Gottes wölbten sich satt. Holz und glühende Scheiter wurden zugeworfen. Prasselnd verzehrte Taraun, rot grinzend vor Blut, seine Opfer.

Ein Fremder blieb: ein griechischer Wahrsager. Sie sagten, daß er der Mörder sei. Die Priester streckten ihn zu Boden und entkleideten ihn. Mit scharfen Steinmessern schnitten sie ihm Runen in den Rücken, daß er schmerzlich zusammenzuckte. Sterbend sollte er die Macht der Druiden verkünden. Und sie flüsternten ihm Weissagungen in's Ohr. Er biß die Zähne knirschend zusammen. Sie schnitten, daß das rote Blut hoch ausspritzte.

Da warf er sich empor und stand blutend: „Wehe euch, Schändern der Menschheit! Ein Römer wird euch schlachten wie Schafe der Herde“

Da fielen die Priester lärmend ein, daß nichts mehr zu hören war.

„Cäsar . . .“ Seine Stimme überschlug sich, und er sank tot nieder.

Da warfen sie ihn in's Feuer und hielten die blutigen Hände abwehrend gegen Norden. Dann warfen sie segnend Blut auf das Volk.

Da schlug der Regen klatschend nieder und fuhr zischend in die brennende Blut. Der Wind riß zornig den Rauch vom Scheiterhaufen zu Boden und segte ihn in weißen Fegen über das Tal.

Die Weltgeschichte aber ging ihren großen Gang und schwemmte die Druiden fort.

Mosella.

Dicht an der Mosel vorbei führte die Römerstraße. Sie war aus dem Blut des unterjochten Volkes geknetet, und die Legionen Roms hatten sie hart getreten.

Es war die siegreiche Bahn der Cäsa ren!

Rings lag die weite Landschaft bezwungen. Der Weg lief wie ein endloser Faden an der Mosel entlang und kletterte hinter Remacum in den Dunst der Berge hinauf, über Andethana und castellum Alisontiae nach dem fernen Reims.

Allerlei Volk zog über die staubige Straße: dunkle Römer, helleres Mischvolk, flachsblonde Germanen. Kaufleute in langen Gewändern und hoch geschürzte Wanderer am Pilgerstabe. Alle redeten sie die Sprache der Sieger. Manche setzten sich zu kurzer Rast auf die Ruhebänke, die an den hohen Meilensteinen standen, und erzählten vom Völkergewoge an Rhein und Donau. Sie taten furchtlos. Aber hinter ihren lauten Worten stand die bange Erwartung schlecht geborgen wie hinter einem brüchigen Zaun. Sie sahen nachdenklich in die Wellen, die talwärts flossen. Ihre Worte rauschten mit den Wassern zum fernen Rhein und weckten langes Echo, daß die Freiheit, die an den Berghalden schlummerte, sich im Traume emporrichtete und in die sternklare Nacht hinaushorchte.

Unten rauschten die Wasser und flossen leuchtend um die scharfen Felsenkanten.

Am linken Moselufer schoben sich die waldbekrönten Höhen des Hinterlandes muldenförmig vor, und die hellgrünen Reben fielen zackig in's Tal. Im Osten stieg rötliches Ackerland sanft empor, bis die Hügel sich im blauen Dunst gegen die Saar zu verloren. Mächtige Zinshöfe mit massiven, rechtwinkligen Gebäulichkeiten lagen zerstreut im Gelände. Rings standen die niedrigen Kalksteinhäuser der Zinsbauern auf den Äckern, die sie pfl egten. Mitten im Tale dehnte sich Remacum und spiegelte seine roten Ziegeldächer in der Mosel. Kaum tausend Schritt entfernt lag am rechten Ufer die Villa des Faustus, der Prokonsul von Gallien war. Aus dunklen Tagusbüschen leuchteten weiße Götterstatuen: kleine, gallische Gottheiten, mit wulstigen Gliedern und mit Früchten im Schoß. Dazwischen standen majestätisch auf hohem Marmorsockel die Götter des Olymp mit streng klassischen Formen. Ein Fischteich schimmerte durch das farbige Laub der Bäume. Weiterhin dehnten sich grüne Weideflächen, wo Schafherden friedlich grast en.

Hier barg der Prokonsul seine Tochter, als er mit Valentinian in den Alemannenkrieg zog.

Faustina war fremd an der Mosel. Erst vor Kurzem hatte ihr Vater sie nach Trier gebracht. Sie sollte mit Ogulnius, dem Sohn des Stadtpräfekten, vermählt werden. Die Gegend gefiel ihr. Besonders der Unterschied zwischen der angenehmen Frische des Moselstrandes und der Gluthitze der Tiberstadt. Sie hatte sich behaglich auf das weiche Ruhebett ausgestreckt, das in der Liegehalle stand. Ein Pergament lag entrollt auf ihrem Schoße. Es war das letzte Gedicht des Aufonius, die viel besprochene Mosella. Darin las sie:

„Salve amnis laudate agris, laudate colonis,
amnis odorifero iuga vitea consite Baccho,
consite gramineas, amnis viridissime ripas!“

Sie ließ die Hand sinken. Der starke Duft des Weinlaubs strömte rings auf sie ein. Sie reckte den Strahlen der Herbstsonne, die goldig auf den Rebhügeln lag, ihren jungen, schwellenden Körper entgegen. Ihre Augen hingen an den krausen Hügeln der Mosel und suchten sie ab nach dem Glück, das sie in Rom nicht gefunden. Eine große Sehnsucht stand in ihrem Herzen und schoß wie eine feurige Rakete empor. Und ein Schwarm von leuchtenden Hoffnungen glitt lautlos zwischen die Rebstöcke. Dort lagen sie still und reiften mit den blauen Purpurtrauben.

Sie haßte den Ugulnius, der heiße Liebesworte flüsterte, und engbrüstig war.

Noch hing an den Moselbergen warmes, sonniges Glück. Weiße Spinnwebfäden zogen durch die blaßblaue Herbstluft und wehten zerrissen an den Bäumen. Das nachgewachsene Gras der Wiesen leuchtete seidig am Moselufer und stand mit leicht gekrümmten Spitzen. Dünne Rauchsäulen kräuselten aus den niedrigen Schornsteinen und legten eine blaue Dunstsicht auf Remacum. Die Häuser waren leer, und an manchem Herd brannte einsam die Flamme wie eine stille Herrin.

Auf den Feldern standen die Bauern im weiten Sagum und harkten das Ackerland. Oder sie schritten schwerfällig hinter dem Holzpflug, den die braunen Ochsen mühsam durch das mürbe Erdreich zogen. An der Fähre weilte plaudernd das Stadtvolk. Badende in der Römertoga kamen aus den Thermen am rechten Moselufer und hielten an. Sie erzählten die letzten Spässe. Vor dem Tempel des Herkules, dessen quadratischer Bau abseits am Hange lag, spielten die Kinder. Sie setzten sich rittlings auf die Hermesköpfe, die die Mauerbrüstung schmückten. Sie zogen den Gott des Handels respektlos bei den Ohren und hielten ihm lachend seine lustigen Diebesgeschichten vor.

Faustina wunderte sich, daß hier die Sonne so blaß und die Leute so blond waren. Und sie freute sich darüber wie über etwas Gutes.

Da rauschte ein schwerer Seidenvorhang, und eine Sklavin im farbigen Wollkleid brachte der Herrin die gewohnte Erfrischung nach dem Bade: Trauben. Es war ein dunkle Nubierin, mit buntem, orientalischem Glitter reich behangen. Sie stellte das Körbchen vor Faustina und entfernte sich schweigend.

Der Traubenkeld war aus Silberdraht geflochten und hatte die geschweifte Form einer Muschel. Ein junger Bacchus, dem die trunkene Weinseligkeit an den nackten Gliedern emporglühte, hielt triumphierend die Schale hoch, über deren Rand grünes Weinlaub hinauswuchs. Oben auf lag die Frucht: die Trauben, die blonden Moseltrauben. Wie Gold und Licht und Duft. Die Beeren quollen über einander und erdrückten sich. Und sie stroßen vor Saft, daß die dünne Haut zu platzen drohte. Darauf hatte die Sonne kleine Rostflecken gebrannt wie Sommerprossen bei Menschen.

Faustina wühlte suchend in den weichen, lastenden Früchten. Ihre Hand war voll matter Wünsche, die nach Erfüllung tasteten. Das lauwarme Wasser des Bades und die milde Herbstsonne hatten ihre Glieder sehrend gemacht. In ihren dunklen Augen stand samtiger Glanz. Sie waren tief wie Brunnen, deren Rand hell an der Sonne steht. Das blauschwarze Haar war an den Schläfen gewellt und lief in einem künstlich verschlungenen Knoten zusammen, der in einem Silbernetz gefangen hing. Eine weiße Stola aus ägyptischer Leinwand floß faltenreich an ihrem Körper hinunter. Die kurzen Ärmel waren aufgeschlitzt und die Ränder mit Spangen kunstvoll zusammengenebelt. Unterhalb der Brust glühte im Hauch der Busenfalteln ein golddurchwirkter Gürtel.

Aus der Richtung von Andethana kamen zwei Menschen über die staubige Straße. Sie gingen schwarz in der leuchtenden Sonne und zogen eine Furche in die stille Welt. Und sie trugen die Sonnenstrahlen und die weißen Spinnwebfäden auf ihrem Rücken fort, auf Augusta Treverorum zu. Sie trugen das Kleid der christlichen Priester.

Der eine war dunkel von Gesichtsfarbe, und die Sonne hatte ihm Bart und Haar kraus gebrannt. Er war auf den weiten Straßen des Römerreiches gereist, und der Staub des Weges hatte sein Gesicht gescheuert, daß es hart und knochig wurde wie ragendes Felsgestein in der Wüste. Aus den Höhlen seiner Augen leuchtete die Liebe zu den Menschen, die in ihm brannte wie die ewige Lampe in einem Tempel.

Sein Begleiter war ein junger, blonder Kleriker mit rot leuchtenden Wangen. Er ging unruhig, denn er rang im Gebet mit seinem Gott. Die Gnade strömte auf ihn ein wie ein Wasserfall in ein leeres Gefäß und schäumte gischtend über. Er redete zu sich in kurzen, abgerissenen Sätzen. Was er sagte, klang unverständlich.

Da hielt der Ältere an. In ihm war Ruhe. Rings lag ruhig die Welt. Und er wuchs an ihrer stillen Größe und ragte über sie hinaus wie ein hoher Berg auf dessen Gipfel die Abendsonne hängt.

„Was hast du nur, Kind?“

„Die Angst vor dem Wunder würgt mich.“

„Du meinst wohl die Heilung in Andethana?“

„Wir zweifelten. Da sahst du so tief hinein in den Himmel, als blicktest du in das Herz Gottes. Und der Kranke hing vertrauend an dir und richtete sich mit übermenschlicher Anstrengung an seinen eigenen Blicken empor, daß sich die wurzelkrummen Gichtglieder knackend reckten. Da stand das Ewige vor uns. Erschreckend und geheimnisvoll. Fern wie die Sterne und nahe wie ihr Licht. Und dunkel wie die Nacht. Da langtest du hinein und holtest das glänzende Wunder hervor und hieltest es zuckend vor unsere geblendeten Augen.“

„Nicht in die Nacht noch in die Ewigkeit griff ich hinein, sondern in's Leben, wo es am reichsten sprudelt.“

„Du sprichst dunkle Worte, die voll Wärme sind.“

„Wie die Liebe, die Wunder wirkt. Als ich jenen Gichtigen so verlassen in der feuchten Scheune liegen sah, da war das Elend der ganzen Welt vor mir ausgebreitet. Das Mitleid mit der Menschheit machte meine Seele glühend heiß, und der Kranke schmolz an meiner Blut wie tropfendes Wachs, das sich am Feuer formt. — Siehst du hier dieses stille Tal mit der weiten, blühenden Flur und den Bergen, die sich ringsum türmen?“

Seine Hand beschrieb einen weiten Bogen und blieb im Norden stehen, wo die grauen Kalksteinöfen rauchten.

„Das alles hat Gott gebaut für seine Menschen. Und er hängte darüber wie die eine leuchtende Sonne so ein großes Gebot: die Liebe!“

Da ward es noch stiller ringsum. Als seien zwei Welten ineinander versunken.

Gegen Abend langten sie vor Trier an. Die schwarze Ringmauer lag wie ein Riesenpanzer um das dunkle Häusermeer, das weithin die Ebene bedeckte. Dumpfes Brausen quoll aus den Mauern empor wie eine Flut. In der Ferne stiegen rechts und links die Berge der Eifel und des Hunsrück stufenförmig empor. Die Stadt lag im blauen Schatten des Moseltals.

Nur der Kaiserpalast und die Thermen und die Basiliken ragten hoch und erglänzten im Purpurlicht der untergehenden Sonne. Die beiden standen still und betrachteten die herrliche Stadt. Aus dem dunklen Gewirr der Häuser vor ihnen und aus dem bunten Gemisch der Religionen sollte die neue Lehre siegreich emporstreben! Dann trennten sie sich. Der junge Kleriker schritt erhobenen Hauptes an der Wache vorbei durch das finstere Tor in die Stadt. Er ging in sein Reich. Und er schritt die lange, belebte Straße hinunter zum Kaiserpalast.

Der andere sah ihm eine Weile nach, in trübe Gedanken versunken. Dann raffte er sich auf, und in einem Anfluge von feuriger Begeisterung schrieb er mit den Strahlen der untergehenden Sonne hoch oben an den Kaiserpalast die Worte: „Amor vincit mundum!“

Die Sonne ging unter, und der Kaiserpalast fiel in Staub. Nur die feurige Inschrift flammte durch die Nacht der Zeiten. Und leuchtete wie eine milde Sonne über die Welt.

Als es dunkelte, ging der Fremde in die Stadt. Er tat freundlich mit dem Wächter des Tores und er redete zu den Handwerkern, die an der Straße ihre Buden hatten. Und die Armen streckten ihm die leeren Hände entgegen, daß er sie fülle.

Es war Martin, Bischof von Tours, der nach Trier kam, um den Kaiser zur Milde gegen die Priscillianisten zu bewegen.

Es war um die elfte Stunde. Das Moseltal war goldig durchleuchtet von den schiefen Strahlen der sinkenden Sonne. Die arbeitenden Menschen lösten sich von den Äckern und zogen heimwärts. Sie bildeten Gruppen und sprachen erregt. Sie stritten über das Wunder in Andethana. Ihre einfachen Gedanken waren tief aufgewühlt, und ihre Begriffe standen staunend an der Schwelle des Ewigen.

Da sank die Sonne hinter die Berge. Die Welt dunkelte und trauerte um das Licht. Die Schauer der Nacht kamen. Die tief bewegten Christen überließen sich grenzenlos zutrauend ihrem Gott. Sie fielen auf ihre Knie und beteten laut. Nur einzelne standen aufrecht. Es waren heidnische Germanen, die kürzlich über den Rhein gekommen waren. Sie verabscheuten das Dienervolk, das auf den Knien lag. Und sie beteten aufrecht stehend zu ihren Lichtgöttern, die Frühling und Sommer machten und Tag und Nacht.

Ein breites Floß, mit schweren Fässern beladen, schwamm in der Mitte des Flusses. An den Flanken stand in großen Buchstaben der Name des Besitzers: J. L. Secundinus. Der Bug des Schiffes endigte in einem grob geschnitzten Pferdekopf. Ein bärtiger Sklave saß am Steuer und hielt das Floß im Fahrwasser. Er lag mit dem Kopf an den Dauben eines Fasses und atmete mit seliger Miene den süßen Duft des Weines. Vom Mast herunter hing ein langes Seil, das bis an's Ufer reichte. Weit ab in der Ferne gingen vornübergebeugt die schwarzen Sklaven auf dem Leinpfad und schleppten das schwere Tau durch die wippenden Uferweiden.

Faustina stand an eine Säule gelehnt. Die kommende Nacht fiel lastend auf ihr Gemüt und drückte sie nieder. Da sank die Sonne vollends, und das Gebet der Christen floß mit seinem vertrauensvollen Hoffnungsleuchten wie ein sternenfunkelnder Fluß. Darin gingen die Götter Rom's unter und blieben im Schlamm liegen. — Es waren ihre Götter.

Am Eingange der Villa lehnte unbeweglich der fränkische Wächter und sah sehrend über die ferneren Vogesen, wo der Weg nach Rom war. Auf den Höhen fehlte stellenweise der Wald. Dort drang das Licht wie aus ewigen Quellen über die scharfen Bergkanten hervor. Dort hinein tauchte er und badete sich die Seele hell. Und die Hoffnung sang ihm Morgengruß.

Von dem gegenüberliegenden Berge erscholl plötzlich Hörnerklang. Von der Höhe stieg es blitzend nieder: Römische Legionäre. Sie kamen aus dem Lager von Dalheim und zogen zur Alemannenschlacht. Vor einer kleinen Felsengrotte machten sie Halt. In den leichten Sandstein hatte eine ungefüge Hand den Gott Mithra gemeißelt, wie er mit erhobener Keule einen Opferstier niederschlug. Neben ihm standen zwei Diener mit umgekehrten Jackeln. Ein Priester im langen Gewand trat vor und betete:

„Mithra, Sonnengott, Gott des Lichtes, der du auf der Höhe stehst, gib uns Licht, wenn wir niedersteigen!

Wecke uns, wenn wir schlafen! Denn die Nacht und der Tod sind voll Grauen.

Mithra, segne uns!“

Er griff mit weit geöffneten Armen in's Licht und teilte es segnend über die Soldaten.

Beim Abstieg gesellte sich ein Centurio zu dem Priester:

„Du sprachst das Abendgebet und das Gebet der Toten!“

„Bald werden es andere für uns tun.“

„Hast Du Furcht vor den Alemannen?“

„Vor Valentinian. Die Sterne warnten mich.“

„Er haßt die Magier; deshalb mag dir für dein Leben bangen.“

„Er fürchtet die Franken.“

„Wir sind seine Freunde!“

„Die römischen Kaiser morden ihre Freunde!“

Eben zogen sie in Remacum ein. Da stimmten die Soldaten einen Schlachtgesang an. Es war ein alter, deutscher Sang.

Zwei Römer standen vor dem Laden eines Wollhändlers und sahen den Truppen zu, die vorbei marschierten.

„Merkwürdig!“ sagte der eine. „Unsere Heere sind fränkisch geworden.“

„Wehe uns, wenn sie ihrer Kraft inne werden!“ sagte der andere.

Die Krieger zogen vorbei und blickten verächtlich auf die beiden kleinen, schwarzen Krämer in der Römertoga. Und sie sangen lauter, daß die Römer unter ihren roten Ziegeldächern zusammenschreckten und der Wiederhall an den Bergen klang.

Da horchte der Wächter an der Villa auf. Und er griff wie im Traum zur Lanze und schleuderte sie mit Riesenkraft gegen eine Cypresse, daß der Schaft splitternd in Stücke fuhr. „Argobast!“ rief eine Stimme.

Da fuhr er erschrocken zusammen wie ein Pferd, das man am Zügel herumreißt.

Vor ihm stand Faustina. Ihre Augen trafen funkelnd zusammen. — Noch war er nicht stark genug. Langsam sank seine Riesengestalt vor der Herrin zusammen. Dann beugte er das Knie.

„Domina!“

Der Kriegsgefängnis verhallte in der Ferne. Die Soldaten zogen weiter gegen Osten, wo ein großes Volk um seine Freiheit stritt.

Die sternenklaare Nacht stand wachend über dem Moseltal. Auf den Höhen lag ein dunkler Kranz von Schatten. Die weiße Milchstraße zog ewige Bahnen in den Sternenhimmel. Die Mosel rauschte unsichtbar durch die grauen Kalksteinfelsen.

In der Villa herrschte reges Leben. Das unsichere Licht der Fackeln irrte aufflammend durch die inneren Höfe. Aus dem großen Empfangssaal drang durch das impluvium rotes Staublicht senkrecht in die Nacht. Die Villa hatte Gäste aus Trier bekommen, die in der großen Mosaikhalle empfangen wurden. Unter dem tanzenden Licht der Fackeln begannen die Bodenfiguren ein seltsam bewegtes, stummes Leben. Und über die Kämpfer der Arena, über die Gladiatoren und die wilden Tiere, denen das Licht die samtige Wärme des Lebens gab, schritten die Sieger Römer. . . .

über das Moseltal zog eine kühle, weiße Nebelschicht, und aus der Villa drangen die verlockenden Töne der syrischen Flöten.

Da legten die Winzer ihre müden Körper zur Ruhe.

Nur das Landhaus und die Mosel lebten. Und über denselben stand wachend die Nacht.

Hoch oben auf der Spitze des Berges, der hinter Remacum lag, regte es sich im Gebüsch. Ein keltischer Priester in faltigem Gewand und langem, wallendem Bart ging zur verpönten Opferstelle und zu den alten, eingeborenen Göttern, denen er treu geblieben war. Er setzte sich müde auf den Opferstein. Und er fühlte, wie die alten Götter zu ihm kamen. Aus der Erde stiegen sie zu ihm auf. Von den Sternen kamen sie zu ihm herunter und durchdrangen ihn. Er wurde wie die Eiche, die im Boden wurzelt und das Licht aus dem Himmel saugt. Und er wuchs hinaus über die Erde, riesengroß. Über die Schatten der Berge wuchs er hinaus, daß er weithin über freies Land sah, wo blondhaarige Germanen schlummerten.

Da sammelte er all seine Kraft. Mit gewaltiger Stimme rief er die Barbaren; dann sank er um.

Und der Ruf hallte hinauf zu den Sternen und flog über die Erde. Und er rieselte mit dem Sternenlicht herunter auf die Völker, die im Osten unruhig schliefen.

In den fernen Bergen Thüringens und in den Steppen Rußlands richteten sich die Völker auf und horchten der Stimme, die sie rief.

Schon sattelten im fernen Osten die Hunnen ihre Pferde zum großen Todesritt.

Neue Völker.

Die Welt lag in munden Todeszuckungen, und die Völker würgten einander wie Ertrinkende, die sich retten wollen. Die Menschen schriekten gegen das Schicksal. Es trat sie nieder und ging stumm über sie hinweg mit blinden Augen. Sein Weg ging über Leichen.

Die alte Erde will Blut als Dung für die kostbarste Pflanze, die sie trägt: die Menschheit. Dann blüht sie wieder leuchtend auf wie roter Mohn.

Rom sank!

Neue Völker kamen. Wie Wolken am Himmel vom Winde getrieben. Sie stauten sich an der Grenze des Römerreiches zu Ballen und wurden zur finstern Gewitterwand, aus der kupferfarben das Verderben hing. Ein heller Blitzstrahl zuckte durch die Nacht und entfesselte den Sturm, der rothhaarig in den Wolken gefangen hing. Im Osten stand flackernd ein großer Brand und leuchtete den Völkern Tod.

Im Flammenschein der brennenden Städte und Dörfer ritten die Hunnen in's Land.

Sie kamen aus dem fernen Osten, wo die Völker erstarrt nebeneinander im Schlafe liegen. Bis eins jäh auffährt aus seinem traumhaften Hindämmern. Dann stürmt es sengend und mordend über den Erdball.

Sie trieben ihre mageren Pferde durch die endlosen Steppen Ungarns, die grau unter grauem Regenhimmel lagen. Die Flüsse waren gestrichen voll und rollten schmutzig gelbes Wasser durch das fahle Herbstlicht. Die Erde stand voll toter Pflanzengerippe, und die Bäume griffen mit ihren zitternden Reisern haltlos in die Luft. Der Wind heulte und piff um die niedrigen Häuser der Steppe. Dichtgedrängt wogten die Reitercharen der Hunnen über totes Land. Von den schmutzigen Tierfellen troff der Regen, und sie waren wie Ratten die man mit dicken Häuchen und dünnen Beinen aus dem Wasser zieht. Sie stiegen über die Berge Schwabens und schwammen durch den Rhein. Wie eine große Tierplage. Attila trieb sie, und ihn trieb Gott; denn er war das blanke Schwert, mit dem Gott die Menschheit schlug.

* * *

Der junge Frühlingswind flog launig und ungestüm durch's Moseltal und jagte die weißen Wolkenfetzen weithin in die leuchtenden Berge. Das helle Blau des Himmels schimmerte duftig in den Schatten der Erde. Die Welt war voll Licht, und die jungen Hoffnungen der Menschen stürmten mit den Winden in die weite Welt. Die Mosel wälzte ihre trüben Fluten durch's Tal und fütterte die Wiesen mit fetter Erde. An den Bergen lachte die Sonne und die jungen Stimmen des Frühlings flatterten zerrissen in die Ferne. Da stieg die Freude am Leben überschäumend wie der Saft in wachsenden Bäumen.

Die jungen Völker Galliens gingen in funkelnden Waffen über verrauchte Trümmerstätten. Sie gingen unsicher auf der fremden Erde und stießen sich die Füße wund an dem abgesägten Leben. Wie bröckelndes Gemäuer von einem nachrückenden Berge wurden sie weiter geschoben. Sie stolperten und klammerten sich haltlos an die weichenden Trümmer. Und sie

zogen einen weiten Gürtel von Ruinen tief in's Römergebiet. Vermüdet lag rings das Rebengelände, und die Erde war rauh und borstig von dem Gestrüpp, das auf ihr wuchs. Römer und Franken schoben sich drängend, und der Boden war zerstampft von ihrem Ringen.

Unter Schmerzen wurde ein neues Volk geboren und schmerzlich senkte es seine jungen Wurzeln in die Erde. Und es verpflanzte seine Götter als Stützen in den fremden Boden, damit der Sturm es nicht breche.

Es war die Zeit, wo der junge Sonnengott Freyr den Riesen Beli mit einem Hirschgeweih erschlug, und die Völker des Nordens braunten der wiederkehrenden Sonne ihr Fest. Auch die Franken des Moseltals rüsteten zur Feier. Die Jugend stieg früh auf die Berge und trieb das Vieh hinauf. Die Männer zogen bewaffnet zum Märzfeld. Sie lagen in der Nähe von Remacum, um die alte römische Villa geschart.

Die Sonne sank hinter die Moselberge und ließ hellen Schein zurück, der strahlend in den Wolken hing. Die jungen Franken mit dem fliegenden Goldhaar standen hoch oben auf dem Bousberg. Das Abendrot leuchtete an ihnen hinauf, und der Nachtwind hob das krause Haar, daß es wie eine Lichtwolke flog. Helle Streifen liefen durch die dunkelnden Felder nach Westen: die Römerstraßen. Ein Stern stand funkelnd über einem fernen Berge: der Römeradler in Dalheim. Er schwebte frei über den Schatten der dämmernden Erde und flog mit der sterbenden Sonne zum Himmel. Zum Licht und zur Unsterblichkeit.

Im Osten war es finster. Da standen die Hunnen.

Und die jungen Franken witterten in die feuchte Nachtluft wie spürende Hunde.

Die Nachtschatten stiegen kalt und feucht aus den Niederungen und drängten sich zwischen die Menschen, die fröstelnd an harten Tischen saßen. Die Erde warf die Larven der Toten ans fahle Dämmerlicht. Sie gingen stoßend um und ängstigten die starken Krieger, daß sie das Brot vom Munde legten. Rings wehte es fremd um die Eroberer. . . .

In der Liegehalle der römischen Villa stand im Lederwams ein fränkischer Krieger und sah über's Moseltal. Vor ihm lag eine weite, rauchgeschwärzte Trümmerstätte: das alte Remacum. Hier hatten seine Franken gehaust wie Barbaren. Und der helle Groll stieg in ihm auf gegen die wilden Horden, die seinen Willen niederzwarzen. Schmeichelnd trat die Versuchung an ihn heran und lockte. — Rom's stolze Cäsaren zogen vor ihm auf wie Götter. Und die Menschen streuten ihnen Weihrauch. Sie wohnten in Steinpalästen, die an fernen Meeren ragten. Die Palmen wiegten ihre Fächerköpfe im Abendwind. Leise ging der Schlag der Wellen, und die Sterne stiegen funkelnd aus dem Ozean —

Sein Blick glitt suchend die Mosel hinunter. Noch stand Trier, dreimal von den Barbaren geplündert und niedergebrannt. Von Osten kamen die Hunnen.

Da brach die Hoffnung in ihm zusammen wie ein Kartenspiel. Kalt wehte um ihn der Abendwind. Die zerbrochenen Mauerstümpfe jenseits der Mosel flossen zu breiten Schattenflecken auseinander.

Schritte hallten aus dem Dunkel den Weg herauf.

Der Franke kehrte sich nach dem Geräusch. Vor ihm stand ein Krieger. Seine Rüstung war schmutzig und roch brandig. Seine Frame schien rostig; es waren Flecken von Blut.

„Du trägst die Waffen der Franken!“

„Ich bringe dem König Gruß vom Bruderstamm.“

„Vom Ripuarier, der den Rheinstrom hütet?“

„Chilberich ist tot, der Rheinstrom frei; ich bringe dir Knechtesgruß Attila ritt in's Land. Wie der Sturm reiten die Hunnen. Mediomatricum brennt! Rache deine Brüder, Meroväus, langhaariger König der Franken. . . . Späher folgen mir; ich eile, deine Krieger zu warnen.“

Lautlos entglitt er in die Nacht.

Flammend lohte die Nachricht vor den Augen des Königs. Lange hatte die Gefahr aus der Ferne gedroht. Jetzt war sie da und rührte ihn an's Gesicht. Er stand heiß suchend in der Nacht. Da fiel ihm ein Name bei, der hatte in Gallien guten Klang.

Nätius!

Und er gefellte ihn im Geiste seiner Not und teilte mit ihm die schwere Last der Verantwortung.

Die große Empfangshalle der Römervilla lag im grauen Zwielicht. Die hohen Frankenkrieger schritten mit ungelenkten Gliedern über den gewürfelten Mosaikboden und wichen den kauernenden Bodengestalten behutsam aus. Sie drängten aneinander wie eine Herde, die müde ruht und die Nacht fürchtet. Die Worte kreuzten sich scheu und abgerissen und suchten nach einer führenden Stimme. Wie die schwärmenden Bienen nach der Königin, um die sie sich stille hängen.

Ein alter Krieger, dem die grauen Haare unter der zottigen Wolfsmütze hervorquollen, zog die Hörer an sich daß es ringsum stille ward. Es war ein harter Alter, der wandernd durch die Länder zog:

„Die alte Honoria gab dem Attila einen Korb. Nätius rüstet zum Krieg. Er gewann die Goten. Und er zählt auf die Franken. Vor Cenabum ist das Stelldichein der Völker.“

Die Krieger standen müde in dem Kampf um die Erde. Sie trauerten wie junge Bäume, die man verpflanzt. Draußen graute die ungewisse Abenddämmerung und lehnte fahl an den hohen Bogenfenstern.

Da trat der König ein. Froh wie ein Berirrter im Walde, daß er die Seinen wiederfand. Und er bereute die ehrgeizigen Träume und lohnte die frohen Blicke der Seinen mit stummem Dank und mit heiligem Schwur. Kein Falsch stand zwischen König und Volk. Über dem unsicheren Blinken der langen Eisenspeere lag blank und heiter die deutsche Treue. Unter ihrer warmen Hülle wuchsen beide aneinander zu vertrauender Ruhe empor.

Die Harzfackeln flammten an den Wänden auf. Der König trat in die Mitte der Krieger. Seine breite Frama blißte blutrot in der Rienflamme.

„Der König kündigt die Wiederkehr der Sonne“, murmelten Stimmen.

Das Schweigen stand feierlich im weiten Raum und stieg bis zur hohen Decke, wo breite Schatten durch das ragende Gebälk tanzten.

„Die Sonne steigt leuchtend und öffnet die Riegel des Ostens —“

„Und freudig quillt das Licht“, klang des Volkes Sang nach alter Weise.

„Und schwarz verhüllt fliegt die Trauerbotschaft in ihrem goldenen Strahl —“

„Was meint des Königs Rede?“ riefen die Stimmen vermischt.

„Und dichtgedrängt reiten die Reiter des Todes hervor.“

„Reiten die Hunnen?“

„Sie ritten über der Bruder Grab.“

„Und der Rheinstrom ist frei?“

„Childerich ist tot. Die Ripuarier sind Knechte der Hunnen.“

„Wehe! Wo Attila reitet wächst kein Gras noch Baum.“

Da trat ein Priester vor den König; er trug langes Gewand und einen Mistelkranz.

„Ich wartete auf deine Botschaft, König Meroväus.“

„Du wußtest von dem Morde der Franken?“

„Wenn die Götter ihre Geißel schwingen, warnen sie die Priester. — Die weißen Rosse wickerten Zukunft.“

„Was weißt du von dem Zuge der Hunnen?“

„Sie gehen die Bahn der Gestirne. Wenn die Sonne im Mittag steht wenden sie, und die langen Abendsschatten folgen ihnen fliehend über den Rhein.“

„Sie sind zahllos wie die Halme der Steppe. Wer hilft uns zum Sieg?“

„Sie sind heimatlos und sie haben keine Götter, die sie schützen.“

„Wie wir!“

„Wir pflanzen unsere Heimat im Schein der Sonnenfeuer. Auf, o König, zum Feste der Sonne! Das Licht beschütze uns, blonde Franken, Kinder des Lichts!“

Der Flammschein hüpfte tanzend in die Nacht. Die Franken folgten rot erleuchtet und ordneten sich zum Zuge.

Aus dem Dunkel der Nacht sprengten plötzlich zwei Reiter in den hellen Lichtkreis. Die erschrockenen Krieger griffen an die Waffen.

Die Hunnen!

Ihre raschen Pferde blähten die Rüstern. Roter Dunst wehte im Flammschein um sie wie Odem der Hölle.

Die Franken sahen entsetzt hin. Zu plötzlich waren sie gekommen. Doch bald löste sich ihr Schreck in ein Riesengelächter, das die Luft erschütterte und die großen Leiber der Krieger wirr durcheinander warf. Das waren keine Menschen! Das waren Schreckbilder aus den Phantasien eines Betrunknen, der schlechten Meth genossen und berauscht in einer Pfütze lag.

Die beiden Reiter saßen unbeweglich im Lichte der Fackeln. Nur die Augen brannten unruhig in ihren Höhlen. Eine geheime Macht ging von ihnen aus, die das Lachen langsam erwürgte. Die Franken traten vor ihnen zurück wie vor Dämonen.

„Wir suchen Meroväus, den König der Franken“, krächte mißlieblich die eine Stimme. Die Zähne standen häßlich wie bei Fledermäusen, und die langen Ohren wackelten wie die beweglichen Henkel eines Topfes.

Der König trat vor.

„Was ist des Hunnen Begehr?“

„Attila schickt uns, der Kaiser des Nordens, der Fürst der Wolga, der Herr des Schwertes. Du sollst mit ihm die Römer schlagen!“

„Wir sind Freunde der Römer.“

„Wir schlugen König Childerich und bieten euch Frieden.“

„Franken werden die Franken rächen. Wenn die Sonne im Mittag steht, sinkt die Schale der Wage.“

„So sage ich euch Fehde an“, kreischte die Stimme.

In dem Augenblick riß ein schmerzliches Wutgeheul die Unterredung ab. Ein Krieger stand blutüberströmt und griff mit den rauhen Händen nach dem Kopf; eine gähnende Wunde klappte. Während der eine Reiter die Fehde ansagte, hatte der andere mit spitziger Keule dem zunächststehenden Franken den Kopf gespalten. Schon flohen die Hunnen mit rückwärts gewandten

Gefichtern. Ihr teuflisches Gelächter meckerte höhrend aus der Nacht in die sie ritten. Die rot erleuchteten, grinsenden Frazen hielten noch fliehend die Franken gefesselt. Sie blickten starr auf das ungewohnte Spiel. Da flog ein Speer und brach den Bann. Die Hunnen warfen sich rücklings, daß sie fest auf den jagenden Tieren lagen und ritten voreinander. Der Speer stak federnd im Bug eines Pferdes. Die Franken stürmten nach und fingen die Beute.

Der andere ritt fort. Aus der Nacht hörten sie ein Klagen wie das Weinen eines wilden Tieres am Wüstenfaum.

Da erscholl lauter Ruf.

„Die Feuer brennen!“

Rings flammten die Höhen auf. Riesige Feuerfäulen sprangen in die Nacht. Die zerfahrenen Stämme der Franken standen hoch auf den Bergen im leuchtenden Schein. Sie bildeten ein Volk. Und sie hatten eine Heimat und dieselben Götter. Das leuchtete weithin über die Erde, daß die Sterne erblaßten.

Sie leuchteten der Sonne den Weg bei ihrer Fahrt aus den dunklen Toren des Nordens.

Die Krieger drängten sich um den gefangenen Hunnen. Sie sogten prüfend die Luft ein wie Jagdhunde bei der Beute. Er roch stark. Wie die Tiere der Wüste, die in Wind und Regen stehen.

Und sie stießen ihn mit dem Fuß und wendeten ihn wie ein erlegtes Wild. Er lag klein und unansehnlich und starrte in die fernen Feuer. Ihr Widerschein flammte rot in seinen dunklen Augen wie Brand.

„Man opfere ihn!“ rief eine Stimme. Sie kam wie aus weiter Ferne.

Die Franken horchten angestrengt zurück in uralte Zeiten. Dorthier kam der Ruf. Uralter Wahn regte in dunklen Erdhöhlen die schwarzen Dämonenfittiche. Die Versuchung fiel sie heftig an. In ihren Augen stand die sündhafte Begierde nach Blut.

Stimmen wurden laut. Sie forderten ein Menschenopfer.

Da fuhr der König sie hart an und griff an's Kriegsbeil. Er haßte Menschenopfer.

Die Krieger standen finster. Einer stellte sich drohend vor den König. „Die Erde ist ungefühnt. Nachts steigen die Larven. Willst du, daß wir ewig ziehen?“ Sie mußten, daß nur schwarzes Menschenblut die Erde sühnen und ihnen eine Heimat geben konnte. Und sie waren des Ziehens müde. Ihr Entschluß rang sich schwer und rauh durch die trockenen Kehlen: „Wir bleiben!“ Er fiel wie ein Steinblock auf den Boden, wo er regnungslos lag. Und sie senkten das Haupt unter der Blutschuld, die sie auf sich nahmen.

Da gab der König ihnen den Willen.

Kurz geschorene Diener trugen leuchtende Fackeln, und der Nachtwind strich die Flammen rückwärts wie nachwehendes Haar. Die scharf erleuchteten Profile waren hart in das Dunkel der Nacht gerissen. An der Mosel machten sie Halt und stiegen in die schwanken Rähne. Der Widerschein der roten Flammen hüpfte über das Wasser, und die Ruder rührten gurgelnd im brennenden Feuer. Hinter dem Steuer floß rauschend das Kielwasser zusammen. Weit ab funkelten die blauen Sterne im Wasser. Hintennach schwebte weißlich der Rauch der Fackeln.

Sie landeten am linken Ufer, und das helle Licht riß jäh ein bleiches Gesicht aus dem Dunkel und erleuchtete es grell: es war der Wächter der Fähre. Es hüpfte an den zerbrochenen Mauerstümpfen empor und warf lange, fahle Streifen auf das Gebäude. Die Schatten wechselten und stiegen tanzend bergan. Oben wartete ungeduldig die Jugend.

„Paulinus!“ ertönte die Stimme des Wächters durch die Nacht.

„Ich höre.“ lohnte auf der andern Seite der Fährmann.

„Sie sind fort. Willst du nicht zu mir herüberkommen?“

Da rauschte die Fähre durch die Mosel. Ein aufgeschreckter Nachtvogel schrie in den nahen Kalksteinbrüchen.

„Hast du den Schrei der Eule gehört?“

„In den verfallenen Brüchen?“

„Das bedeutet Unglück!“

„Vielleicht! Die Sonnen stehen am Rhein.“

„Die Zeiten sind merkwürdig. Wer hätte je geglaubt, daß wir römische Bürger unser Recht aufgeben um fränkisch zu werden.“

„Das Römerreich geht in Stücke. Der Fährmann bleibt.“

„Und der Bauer haftet an der Scholle, meinst du.“

„Die Römer gehen, die Franken kommen: die Heimat bleibt.“

Da sahen sie nach den Feuern auf den Bergen. Rings standen die dunklen Umrisse der Höhenzüge zackig um's Tal und hoben sich scharf von dem hellen Himmel ab. Von den hohen, strohumwickelten Tannen sprangen zischende Flammenketten seitwärts und zogen feurige Lichtbogen in die Nacht; weißer Rauch folgte zur Erde wie der Schweif dem Kern des Kometen.

„Ihr Fest ist gewaltig. Sie erleuchten die Nacht mit Riesenlichtern und wachen der Sonne entgegen.“

„So dachte ich mir immer die Nacht, in der Christus geboren wurde. Er ist ja auch ein Lichtgott“

„Daß diese Franken keine Tempel wollen!“

„Sie sind so näher bei den Sternen. Es ist doch etwas dabei. Wie öde sieht die Basilika in Trier aus mit ihren rauhgeschwärtzten Pfeilern! Ihre Tempel sind ewig schön; denn in ihnen steht das Licht.“

Da erscholl lauter Ruf über das Wasser. Stimmen verlangten den Fährmann. Die beiden trennten sich mit christlichem Gruß.

Rings lagerte dichte Finsternis. Wolken wehten vom Bousberg her und verhüllten die Sterne. Ein feiner Staubregen sprühte durch's Tal. Wo das Wasser floß, stand heller Schein. In den Siedelungen der Franken riefen die Tiere nach den Jungen, die man auf die Berge getrieben hatte.

* * *

Oben brannten kleine Wackfeuer. Die jungen Franken warteten mit Ungeduld auf die Ankunft der Krieger. Endlich langten sie an, frisch angehaucht vom scharfen Nachtwind. Der Staubregen saß flaumig weiß auf Haar und Kleidern. Sie zeigten den Fang und warfen ihn an den Stamm eines Baumes.

Dann drängte alles um die hohe Tanne, die, mit Stroh umwunden, weiß schimmerte. Am Fuße ragte hoch aufgetürmt ein dürre Reifighaufen. Nebenan lagen Wagenräder mit Berg umwickelt. Verschleierte Jungfrauen mit umgekehrter Fackel standen bereit zu zünden. Ein kleines Holzfeuer brannte in einiger Entfernung und warf spärliches Licht auf die dunklen Gruppen der Franken. Ungefüge Schatten irrten am Boden und spielten Verstecken hinter den hohen Bäumen.

Priester in langen Gewändern traten vor. Sie standen in zwei Gruppen. Das Volk schwieg. Durch den Wald zog tiefes Rauschen.

Und die Priester sangen im uralten Wechselchor das Lied des Lebens.

Da warfen die Frankenmädchen den Schleier fort und zündeten die Fackeln an dem bereit gehaltenen Feuer, das die Priester vorher gerieben hatten. Die Flamme schlug prasselnd aus dem Reifighaufen, und die Priester teilten sie segnend über das Volk. Darauf wandten sie sich von der Glut weg zu den Schatten der Nacht, wo der Sonne gefesselt lag.

Schweigend stand das Volk, schauernd und ernst.

„Wir vollbringen das große Opfer, vor dem die Götter schauern,

— das Opfer, das das Sonnenlicht entweicht.

— Und das geschieht im flackernden Schein verzehrenden Feuers.

— So will es die Erde, die schwarzes Menschenblut liebt.

— Wendet eure Augen gegen Osten!

— Wir sehen in die Nacht und in die leuchtenden Feuer.

— Seid blind dem Blick und taub der Stimme!

— Wir liegen im Staub auf der heiligen Erde.

— Wachset hinein wie die Wurzeln der Bäume!

— Götter schüzet uns!“

Das Messer funkelte. Ein kurzes Köcheln, und die Augen standen gebrochen. Das Blut pulste in die lockere Walderde. Zwei Opferdiener zogen ihn aus und zerrten ihm die gekrümmten Glieder auseinander. Da lag er bloß und nackt. Ein armer Mensch der Erde.

Da erhoben sie Totenklage. Schauerlich hallte es durch den Wald. Sie versöhnten den Geist des Toten. Sie kamen und besprengten sich mit seinem Blut. Und sie schaufelten ein Grab mit ihren breiten Schwertern und legten ihn hinein wie man Samen in eine Grube senkt.

Sie hatten einen Toten in der Erde. Und sie hatten einen festen Ruhepunkt, wo das Opfer lag. Die Alten scharten sich um das junge Grab und sprachen Recht nach altem Brauch.

Haß ward geschlichtet und Freundschaft geknüpft. Die jungen Franken sprangen durch die Flamme und trieben das Vieh hindurch. Und sie zündeten die Räder an und rollten sie in's Tal. Langsam brannte die Flamme nieder. Nur der verkohlte Baumstumpf ragte wie eine glühende Riesenkerze.

Da stiegen die Franken zu Tal. Gegen Süden war es schon dunkel. Da standen die Sonnen.

An der Mosel stand ein Bote. Die Gefahr ist vorbei: „Die Hunnen ziehen westwärts.“

Sie trennten sich und gingen in die gebrochenen Häuser der Römer. Dort lagen sie wachend auf ihren Tierfellen.

Die Mitternacht zog schweigend über das Moseltal, und die Sterne drangen blau durch die Wolken.

* * *

Die Arbeit ging ihren gewohnten Weg. Der Pflug riß die Äcker auf, und die roten Furchen lagen in langen Schwaden hügelig neben einander. Am Rande der Felder lagen die blanken Waffen. Franken und Römer arbeiteten Schulter an Schulter. Sie hoben die Reben aus dem Boden und schnitten sie zu. Reichlich tränkte der Saft, und die jungen Blumen sproßten duftend in den grünenden Hecken. Das Vieh zog blinkend auf die Weide und trank an der Mosel. Hunde bellten in den Dörfern, wo aus altem Gemäuer neue Hütten entstanden. Die Alten saßen in der Sonne und schaukelten blondhaarige Enkel. Sie erzählten von alten Tagen.

Und die Vergangenheit wuchs traumhaft in die Kinderseele und stand dort wie eine Wunderblume im Dämmer der Nacht.

Der Bund mit Aëtius war. Römer und Franken gingen friedlich durch einander. Trier öffnete seine Tore und brachte Bequemlichkeit in die dürftigen Wohnungen des Landes.

Die Heimat winkte und lachte den Franken wie eine schöne Frau. Sie umschlangen sie fest und schützten sie mit ihren Leibern.

Die Gefahr stand noch immer drohend im Rücken. Die Hunnen lagen vor Orléans. Heilige standen auf und begeisterten das Volk. Aëtius sandte Boten durch's Reich. Die Bischöfe lagen betend auf den Knien, und die Franken und Goten griffen an die blanken Schwerter. Die römischen Heerstraßen hallten wieder von den schweren Schritten der Legionäre. Der Abschied ward vielen schwer. Die Zurückgebliebenen saßen schutzlos hinter verriegelten Türen. Wehrlose Greise redeten ihnen Mut zu. Das Vieh lief verwildert auf der Weide, und die Felder wuchsen voll Kraut. Die Alten beeilten sich zu sterben, und Frauen schaufelten ihnen weinend das Grab.

Die Welt wartete. Das Leben stand stille und wartete.

Die Sonne stieg täglich am Himmel und hatte ihren Höhepunkt erreicht. Die Franken dachten der Verheißung.

Bei Châlons standen die Völker: der Osten gegen den Westen. Die Geschichte schrieb den Tag mit Blut, aber die Welt jubelte auf. Attila floh, und die Sonne senkte sich auf ihrer Bahn.

Blutig lag das Schlachtfeld, und der Fluß floß hoch und rot wie ein Strom. Dunkel ragte in der Ferne die Wagenburg. Drin brannten die Lagerfeuer. Die Hunnen ritten hinein wie in die Tore der Hölle.

Sie bauten einen Scheiterhaufen. Darauf einen riesigen Thron von bluttriefenden Säteln. Oben saß Attila, nach Westen gewandt. Die Scheiter flammten. Rot leuchtete die Blut. Die Hunnen heulten Totengesänge. Die Klage lief auf und nieder wie mogenendes Gras der Steppe. So trotzte Attila.

Die Geißel Gottes hing blutig am Himmel.

Da löschten die Franken und Goten ihre Wachtfeuer und legten sich zitternd in die Schatten der Erde.

Aëtius und Attila unterhandelten. Der Römer war klug und verriet die Freunde. Er spielte Barbaren gegen Barbaren aus.

Da schwemmte die Woge zurück und brach alles, was aufrecht stand.

Die Hunnen zogen mordend und sengend in's Moseltal. Sie spannten die Frauen vor ihre Wagen und hängten sie in den Marterpfahl. Und sie warfen die Greise unter die Räder, daß ihnen die steifen Glieder knackend brachen. Die Franken folgten machtlos. Vögel gleich waren sie ausgezogen zum Schutze der Nester. Jetzt fraß ihnen das Raubtier die Jungen.

Trier fiel und brannte nieder. Öde stand das Moseltal.

Wenige fanden sich weinend wieder. Die waren in die Höhlen der Sandsteinfelsen geflüchtet und in die Tiefe der Wälder. Sie kamen vorsichtig aus ihren Schlupfwinkeln wie das Wild, das auf Aßung schleicht und die Menschen fürchtet. Sie standen stumm aneinander und besahen die Verwüstung

Und unentwegt bauten sie die Erde weiter.

Die Welle floß in den Ozean zurück.

Um eine Legende.

Neun hundert drei und sechzig Jahre zählte die Geschichte nach Christi Geburt. Die Sachsen hatten die Franken vom Kaiserstuhl verdrängt, und der große Otto schuf das Heilige Römische Reich deutscher Nation. Er zäumte die übermütigen Großen und schlug sie mit Ruten, daß sie geduldig im Joch gingen und die Völker in Ruhe ließen. In Frankreich starben die letzten Karolinger ruhmlos, und der Adel schoß üppig in die Blüte wie Unkraut. Lothringen, das Land der Mitte, war heruntergekommen und hing wie ein Feszen am Reichsmantel. Bruno, der Erzbischof von Köln, schnitt es entzwei: in Mosellothringen und Brabant. Noch quoll der Saft stark, und an der Wunde trieb der alte Stamm einen mächtigen Ast, der zeitweilig die Erde überschattete: das Geschlecht der luxemburger Grafen.

Als Siegfried, des weinreichen Wigerich Sohn, das Erbe des Vaters antrat, lagen seine Stammländer zerstreut an den Läufen der Flüsse. Wie lose Blätter, die der Wind verweht. Nur an einer Stelle lagen sie noch mit den Ecken übereinander: dorthin trat er fest mit dem Fuße und hielt sie zusammen. Dort baute er seine Burg. Zur Osterzeit ritt er mit seinen geharnischten Mannen über die alte Römerstraße nach Trier zum Abt von Sanct Maximin. Schon blühten die Weischen am Wegrain, und der Boden hallte unter den Eisen der schweren Streithengste. Wo der Wald gerodet war, gingen die Bauern säend über das Feld, und ihre Frauen spannten sich vor die Holzeggen und schleppten sie durch das mürbe Land. Sie waren müde von Gebären und von der harten Arbeit. Und sie sahen mit Furcht nach den bewaffneten Reitern, bis sie das Wappen erkannten. Dann legten sie sich in die Seile und zogen weiter. Die Erde nahm den Samen auf und hielt ihn fest. Und aus dem quellenden Korn sprang der Keim und zwängte sich durch die harten Schollen an's Licht. Der gewaltige Drang zum Leben hielt Erde und Menschen fest zusammen, daß sie aneinander wuchsen. Und sie liebten sich wie zwei, die miteinander leiden und sterben.

Am Palmsonntag machten Siegfried und der Abt den Tauschhandel. Dabei tranken sie herben Moselwein aus großen Pokalen und waren guter Dinge. Sie freuten sich beide über den Tausch wie kurzfristige Menschen, denen ein guter Handel gelang. Der Abt, daß er den reichen Klostergrund, und der Graf, daß er die feste Burg gewann.

Während sie den letzten Tropfen tranken und sich die Hände zum Abschied reichten, rißte das Schicksal ihre Namen in die ehernen Tafeln der Geschichte und gab ihnen die Unsterblichkeit.

Siegfried baute die Lützelburg, und seine Bauern mußten in schwerer Fronarbeit die Steine zum Baue schleppen. Die luxemburger Grafen aber schlugen sich tapfer durch's Leben und trotzten den Kaisern und wurden selbst Kaiser.

Um die nackte Wahrheit, die ungefällig und hart steht wie neu gemeißelter Stein, legte sich der Staub der Jahrhunderte. Der Niederschlag aus dem Seelenleben von Generationen

befruchtete ihn. Blumen sproßten auf dem harten Grunde; anspruchslose Feldblumen mit dem herben Duft der Scholle, auf der sie sproßten.

* * *

Buntfarbig wuchern die Märchen auf dem weiten Felde, das die Menschheit ackert. Sie stehen in mondbeglänzten Zaubergärten, weit in der Ferne, wo der Horizont dunkelt. Schemenhaft und gestaltlos wachsen sie aus dem dunkelsten Fühlen des Volkes. Dichter bannen die flüchtige Form und bestreuen sie mit Goldstaub, daß sie glänzt und gleißt und feste Hülle wird. Menschen tragen sie in ihr Heim und stellen sie an einen lieben Platz. Und sie leben an unserer Liebe wie die Perlen an der warmen Haut der Frau.

Die Glocken läuten aus der Tiefe der Jahrhunderte mit wehem Klang. Kirchen mit spitzen Türmen und schwarze Ritterburgen stehen wie Schattenbilder am Rande der Erinnerung. Das Elend lag grau auf der leibeigenen Welt. Die Menschen nahmen es mit vollen Händen und trugen es als Opfer zu Gott. Sie schichteten es in den hohen Domen zu riesigen Haufen, die das Gewölbe sprengten, daß es wie Wust an den freien Himmel quoll und Gott sich erbarmte. Er sah aus seinem Himmel auf die Erde nieder und streute goldenen Lichtregen über die Welt. Da sahen die Menschen aus der dunklen Nacht sehnsuchtsvoll zum Sternenhimmel empor. Und sie liebten dankbar die Welt, die leuchtend um sie stand.

Die Glocken läuten, daß die Luft festlich schwingt.

In den hohen Kirchenfenstern stehen verzeichnete Heilige mit extatischen Gebärden zwischen schlanken, gotischen Säulen. Sie blicken unentwegt nach oben und zählen die Sterne, die am Gewölbe blinken. Von naive'm Glauben naive geschaffen und rot durchglüht von der Sonne wie alt gelagerter Wein, in dem stille Flammen funkeln.

Das Paradies der Armen! Wo sie losgeschält vom Elend des Herdes an der Schönheit teilnehmen, die über ihnen sich wölbt. Sie stehen unten, auf kalten Steinen mit kalten Füßen. Eine dunkle, graue Masse. Das vage Elend ohne Lichtschein.

Weihrauchwolken steigen wulstig empor und dehnen sich zu langen Schwaden, die nebelig weiß auf stickiger Dunstschicht lagern. Die Kerzenflammen züngeln sehrend zwischen roten Inkarnatblumen, und die heiligen Gewänder gleißeln und funkeln. Träumend steigen die Gedanken zu Gott und bleiben an den bunten Fenstern hängen. Spinnen hängen von der Decke herunter und haspeln sich an glänzenden Fäden auf und nieder. Die Augen folgen. Gedanken weben; weben Märchen aus den Bildern der Kirchenfenster und aus dem Licht, das farbig am Boden liegt.

Und sie woben ihren Glauben und ihre Liebe hinein wie rote Streifen in Leinwand. Sie nahmen die Sehnsucht, die tief unten in ihrem Herzen lag, auf ihre Hände und trugen sie die Stufen hinan zu den Rittern, die oben im Chor saßen. Und sie bekleideten sie mit dem bunten Kleide ihrer Gefühle, das sie sich vom nackten Körper zogen.

Sie hatten ja die Gewohnheit ihnen das Beste den steilen Burgweg hinaufzuschleppen.

So wuchs die Sage von Siegfried und Melusine wie Blumen am rinnenden Wasser.

Der Bockfelsen sprang steil und hoch aus dem Tal der Alzette und trug greifenhaft seine zerbrochene Krone aus alter Zeit: Lucilinburhuc. Epheu kletterte an den rauhen Steinwänden empor und verklebte alte Risse und Wunden. Sabichte umkreisten das verfallene Gemäuer und wobten Einsamkeit um die stille Burg, wo die Vergangenheit in leeren Fensterhöhlen schlief. Zackig und tief zerklüftet umstanden die nahen Hügel den Bogen, den hier die Alzette schlägt. Die grünen Buchenwälder rauschten die sonnigen Hänge hinauf und wehten heiß über graue Felskoppen. Die hohen Stämme der Bäume reckten sich fahlweiß an den Felswänden empor. Das Sonnenlicht fiel auf weichen Moosgrund und wanderte lautlos zwischen langstieligen Pflanzen, die bleich waren wie Vorstadtkinder. Im verborgensten Winkel, wo es unter hohen Buchen totstill war, saß die Waldfee und wob aus feinsten Strahlen einen Lichtteppich, der radförmig um sie ausgebreitet war. Aus dem Dämmer des Waldes wuchs schlank und zart ihr Oberkörper. Sie saß still. Der Sonnenschein flimmerte und tanzte und flirrte rings um sie auf fleischigen, haarigen Blättern. Dünne Haselgerten wuchsen ephebenhaft schlank und blaß. Bleiche Moosfeelchen tanzten Reigen um rot leuchtende Beeren und schlüpfen in wiegende Glockenblumen. Die Waldfee sah mit ihren tiefen, meergrünen Augen starr zwischen den Stämmen hindurch, bis sie an der Spitze ihrer Blicke zur undurchdringlichen Wand zusammenrückten. Das war ihr Reich, wo sie herzlos herrschte. Ihre Augen waren tief wie das Schweigen der Wälder und lockten wie dieses. Und sie waren wie ein weiter Strudel, der stille kreist und auf dessen Grund die bodenlose Ewigkeit ist. Ihre Arme waren schlank und blond wie Haselgerten, und ihr goldenes Haar floß weich und warm wie Sonnenschein an den Stämmen der Bäume hinunter. Sie war seelenlos, groß und ruhig: das Schweigen der Wälder, das die Menschen schauernd durchrieselt bis in die tiefsten Tiefen, wo das Weib im unbewußten Dunkel des Triebes zuunterst schlummert.

Siegfried ruhte jagdmüde im Schatten des Waldes. Er schlief. Sein Haar war blond und seine Augen blau wie Vergißmeinnicht. Und er war schön wie ein Märchenprinz. Das Rauschen der Bäume wiegte seinen Schlaf, und helle Lichtflecken schaukelten am Boden. Da stieg aus der goldigen Tiefe des Traumreiches die Waldfee und beugte sich über den Ritter und sah ihn mit ihren starren, meergrünen Augen an. Da saßte es ihn wie Schwindel. Das Herz ward ihm wehe, und er wußte nicht wie. Es rief ihn mit lieber Stimme, und er wußte nicht wo. Und es hauchte ihn von allen Seiten kühl an. Er rieb sich die Augen wach. Um ihn dämmerte der Abend, und aus dem Boden wuchsen graue Geistergestalten, die sich schattenhaft bewegten, über ihn hinweg.

An sternklaren Nächten stieg er auf den Felsen des Bock und horchte den Stimmen der Nacht. Milchig rieselte das Mondlicht an dem verwitterten Gestein der Felsen hinunter und glitt in die Alzette, wo es wie die Schleife eines weißen Kleides wallte. Durch die Stille der Nacht rauschte der Fluß. Wassergeister polterten lärmend über moosiges Gestein und funkelten im Mondschein. Dunkle Schatten tanzten phantastisch zwischen den Lichtern und glitten zwischen Binsenwedel, wo sie Verstecken spielten. Wünsche stiegen auf und tanzten wie Irrlichter. Nebelsetzen hingen an den scharfen Ranten des Felsens, und das unsichere Mondlicht formte Schleier vor lose Frauengestalten. Millionen von Sternen flimmerten blau am dunklen Nachthimmel. Sternschnuppen flogen wie Seelen der Toten. Das Wunder stand greifbar nah. Da! auf einer Felsnase saß silberglänzend eine Frau. Ihre Schleier hingen tief in's Wasser hinab. Sie sah den Ritter mit meergrünen Augen tottraurig an.

Da breitete er die Arme: „Melusine!“

Der Name klang um die Felsen. Eine Eule glitt mit weichem Flügel aus dem alten Gemäuer Die Erscheinung war fort. Aufgelöst in die vagen Gestalten der Nacht.

Melusine wurde Siegfried's Frau, und der Böse segnete den Bund.

Melusine sitzt im Felsen des Bock und webt ihr Totenhemd. Alle sieben Jahre einen Stich.

Schmutzig und übel riechend fließen die Wasser der Mzette durch die Vorstadt. Blinkend trotzdem in der Sternennacht. Oben ragt die finstere Ruine im schattig ungewissen Umriss. Um sie brandet modernes Leben.

Wenn das Totenhemd fertig ist, versinkt die Stadt.

Wenn das Totenhemd fertig ist! Alle sieben Jahre macht sie einen Stich.

Die Glocken der Stadt schlagen Mitternacht. Der Schall schlägt durch die Nacht, prallt an die Ruine. Sie zählt mit. Sie zählt Jahrhunderte. Bald ist das Jahrtausend voll.

Die Steine bröckeln ab und gehen zu Tal.

Die Phantasie des Volkes hängt an der Ruine wie die Wespen an dem zer Schlagenen Nest, das ihnen eine Heimat schuf.

Dr. J. P. Eysenhard.